Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 24 (1920-1921)

Heft: 3

Artikel: Luzern : aus den Aufzeichnungen des Fürsten Dmitri Rechludoff [Schluss]

Autor: Tolstoj, Leo N.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-661239

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Rückblick.

Und wenn du auch nicht ganz so hoch genommen
Den Flug, wie du geträumt in fernen Jugendtagen,
Und wenn auf deiner Sehnsucht tiefstes Fragen
Auch selten eine Antwort dir gekommen:

Wenn du nur immerdar in deines Lebens Walten
Für alles Gute konntest kämpfen, glühen,
Und reifer wurdest in des Tages Mühen,
Dann kannst du dankbar deine Hände falten.

Und an des Lebensabends stillen Grenzen
Wird dir im Rückblick deine Seele sagen,
Daß sie ein Leuchten sieht auf allen Tagen
Und treuen Fleißes goldnes Ernteglänzen.

Johanna Siebel.

Luzern.

Aus den Aufzeichnungen des Fürsten Dmitri Nechludoff.
Von Graf Leo N. Tolstoj.
(Schluß.)

In der hell erleuchteten Tür begegnete mir der Portier, der sich demütig bei Seite drückte, und eine englische Familie. Der Mann, stark, groß und rot, mit schwarzem englischem Backenbart, schwarzem Hut, ein Plaid auf dem Arm und einen kostbaren Spazierstock in der Hand, schritt träge und voll Selbstbewußtsein mit seiner Frau am Arm dahin, welche ein kostbares Kleid von roher Seide und einen Hut mit prachtvollem, hell schimmerndem Band trug und sich mit den feinsten Spitzen geschmückt hatte. Neben ihnen schritt ein hübsches, frisches junges Dämchen mit graziösem Schweizerhut, auf dem sie eine Feder à la mousquetaire hatte, und unter welchem weiche lange hellblonde Locken hervorblickten, die ihr weißes Gesichtchen umrahmten. Ihnen voraus hüpfte ein etwa zehnjähriges rotbackiges Mädchen mit vollen weißen Knieen, welche unter dem dünnen spitzenbesetzten Kleidchen hervorschauten.

„Eine herrliche Nacht!" sprach die Dame in dem Augenblick, da ich vorüberging, in einem so süßen Ton, als fühlte sie sich unaussprechlich glücklich.

„O ja," brummte faul der Engländer, dem das Leben sichtlich so leicht wurde, daß ihm sogar das Reden zu viel war.

Ja, es schien, als würde ihnen allen das Leben so bequem und leicht gemacht! In ihren Bewegungen und auf ihren Gesichtern war völlige

Gleichgültigkeit gegen alles fremde Leben zu lesen; sie schienen so fest davon überzeugt, daß der Portier nur vor ihnen auf die Seite getreten sei und vor ihnen sich gebückt habe, daß sie bei ihrer Rückkehr ein ruhiges Zimmer und sauberes Bett finden würden und daß dies alles so sein müßte, daß sie auf dies alles das vollste Recht hätten, — daß ich dieser Familie plötzlich unwillkürlich den fahrenden Sänger gegenüberstellte, der müde und vielleicht hungrig, voll Scham jetzt vor der lachenden Menge dahin floh.

Jetzt begriff ich, warum mir etwas unendlich Schweres auf der Seele lastete und es erfaßte mich eine unsägliche Bitterkeit gegen diese Menschen.

Zweimal schritt ich an dem Engländer vorbei, und zweimal stieß ich ihn, statt auszuweichen, mit einem wahren Wonnegefühl mit dem Ellbogen an, und dann stieg ich die Treppe hinunter und eilte hinaus in die Dunkelheit in der Richtung nach der Stadt zu, wo der kleine Sänger verschwunden war.

Als ich auf drei promenierende Fremde stieß, fragte ich sie, wo der Sänger geblieben sei.

Lachend zeigten sie vor sich hin. Ja, da schritt er jetzt allein weiter. Die ganze Menge hatte sich zerstreut; aber noch immer ging er mit schnellen Schritten, und es schien mir, als murmelte er erbittert irgend etwas vor sich hin.

Als ich ihn eingeholt hatte, machte ich ihm den Vorschlag, mit mir irgendwohin zu gehen, um eine Flasche Wein zusammen zu trinken.

Er eilte noch immer schnell weiter und sah mich unwillig an; aber als er endlich begriffen hatte, um was es sich handelte, blieb er stehen.

„Nein, das schlage ich nicht aus, wenn Sie so freundlich sein wollen," sprach er; „da ist ein kleines Kaffee, da kann ein einfacher Mann eintreten," fügte er hinzu, auf eine Schenke zeigend, die noch offen war.

Seine Worte: „Da kann ein „einfacher" Mann eintreten," brachten mich unwillkürlich auf den Gedanken, nicht mit ihm in ein „einfaches" Kaffee zu gehen, sondern in den „Schweizerhof", — in jenes prachtvolle Hotel, wo diejenigen sich befanden, welche ihm zugehört hatten.

Obgleich er es mit einer gewissen zaghaften Aufregung noch einige Male ablehnte, mit mir in den Schweizerhof zu gehen, da es dort „viel zu fein für ihn" sei, so bestand ich doch auf meinem Vorsatz. Endlich fügte er sich, schwenkte fröhlich seine Guitarre und folgte mir über das Quai nach dem Hotel.

Einige Pflastertreter waren, als ich auf den Sänger zuschritt, herbeigekommen und hatten gehört, was ich mit dem kleinen Mann gesprochen; und sie folgten uns jetzt bis zur Tür des Hotels, da sie von dem Tyroler etwas wie eine neue Vorstellung erwarteten.

Ich verlangte von einem Kellner, der im Korridor an mir vorüber-

ging, eine Flasche Wein. Der Kellner sah uns lächelnd an und eilte, ohne zu antworten, weiter. Der Oberkellner, an den ich mich mit derselben Bitte wandte, hörte mich ernsthaft an, betrachtete die kleine verschämte Gestalt des Sängers vom Kopf bis zu den Füßen und sagte dann in strengem Ton zu dem Portier, er sollte uns in das Zimmer zur Linken führen.

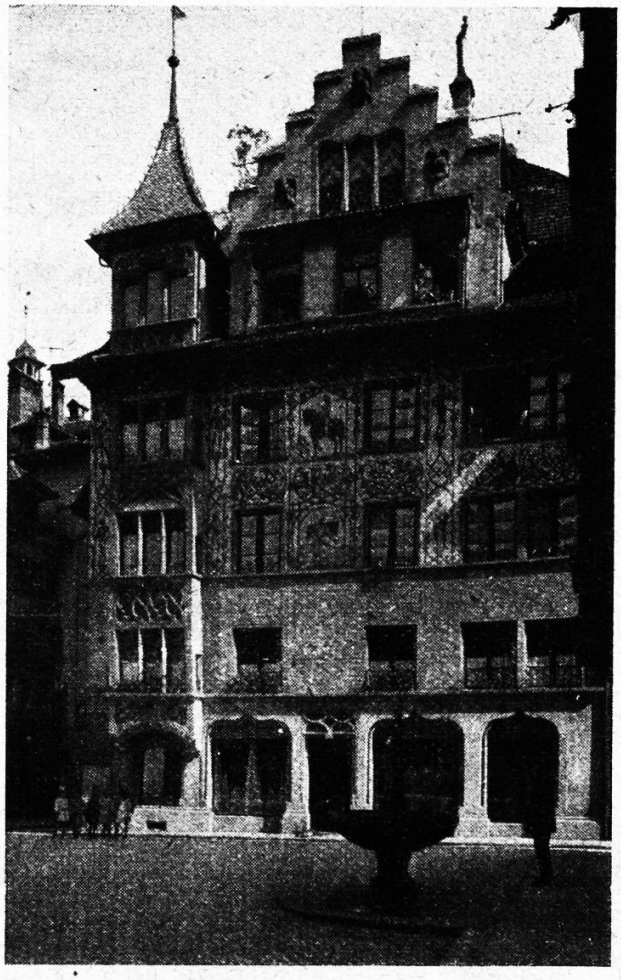
Dieses Zimmer zur Linken war die Trinkstube für „einfache Leute". In der Ecke war ein buckliges Dienstmädchen mit dem Aufwaschen von Geschirr beschäftigt; und das ganze Meublement bestand aus nackten hölzernen Tischen und Bänken.

Der Kellner, welcher uns zu bedienen hatte, betrachtete uns mit kurzem höhnischem Lächeln, steckte die Hände in die Taschen und unterhielt sich mit dem buckligen Dienstmädchen. Er wollte uns offenbar zu verstehen geben, daß, da er sich über die gesellschaftliche Stellung und das Gewerbe des Sängers unendlich erhaben dünke, es für ihn nicht bloß keine Beleidigung, sondern im Grunde eine Belustigung sei, uns zu bedienen.

„Befehlen Sie gewöhnlichen Wein?" fragte er, mir mit vielsagendem Gesicht und einem Blick auf meinen Begleiter zublinzelnd, während er seine Serviette aus einer Hand in die andere warf.

„Champagner, und zwar vom besten!" sagte ich, indem ich mich bemühte, eine möglichst stolze, majestätische Haltung anzunehmen.

Aber weder der Champagner, noch meine stolze, erhabene Haltung machten auf den Lakaien irgend welchen Eindruck. Er lachte, sah uns ein Weilchen zaudernd an, blickte dann gemächlich auf seine goldene Uhr und verließ endlich mit langsamen Schritten, als ginge er spazieren, das Zimmer.



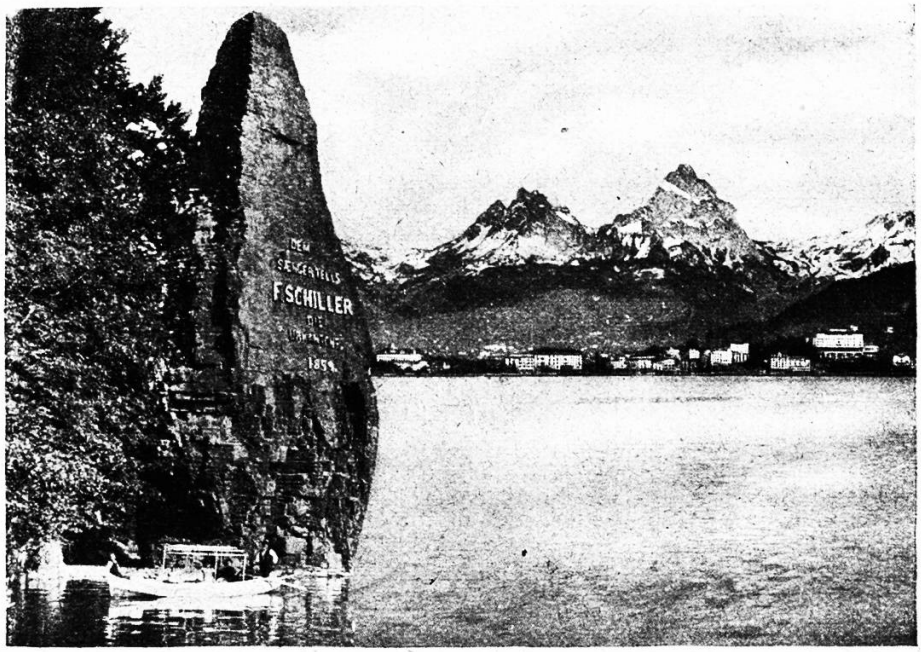
Luzern.
Das Dornacherhaus am Hirschenplatz.
Erbaut im Jahre 1477.

Bald kehrte er mit dem Wein und noch zwei anderen Lakaien zurück. Zwei von ihnen setzten sich zu dem Mädchen und sahen uns mit fröhlicher Aufmerksamkeit und freundlichem Lächeln neugierig an, so wie Eltern ihre

lieben Kinder anzusehen pflegen, wenn dieselben artig spielen. Nur die bucklige Magd schien uns nicht höhnisch, sondern mit Teilnahme zu beobachten.

Obgleich es mir sehr unbequem war, mich unter dem Feuer dieser Kellneraugen mit dem Sänger zu unterhalten und ihn zu bewirten, so gab ich mir doch Mühe, mich meiner Aufgabe möglichst unbefangen zu entledigen.

Bei Licht konnte ich ihn mir besser betrachten. Er war ein kleiner, aber proportioniert gebauter, muskulöser Mann, ja fast ein Zwerg mit borstigem, schwarzem Haar, immer weinerlichen, großen schwarzen Augen,



Schillerstein.

buschigen Wimpern und außerordentlich angenehmen, lieblich geformtem, kleinem Munde.

Er trug einen Backenbart, sein Haar war kurz geschnitten und sein Anzug sehr einfach und ärmlich. Er war etwas unsauber, heruntergekommen, von der Sonne verbrannt und machte überhaupt den Eindruck eines Menschen, der Zeit seines Lebens viel Mühe und Not gehabt. Er glich mehr einem armen Hausierer, als einem Künstler. Nur in seinen beständig leuchtenden und glänzenden Augen und in dem geschlossenen Munde lag etwas Originelles und Rührendes. Seinem Äußeren nach konnte man ihm fünfundvierzig Jahre geben, in Wirklichkeit zählte er erst achtunddreißig.

Was er mir nun mit gutmütiger Bereitwilligkeit und augenscheinlicher Aufrichtigkeit von seinem Leben erzählte, war folgendes. Er war aus dem Aargau gebürtig. Schon in seiner Kindheit hatte er Vater und Mutter verloren und andere Verwandte hatte er nicht. Irgend welches Vermögen

hatte er niemals besessen. Er hatte das Tischlerhandwerk gelernt, sich aber vor zweiundzwanzig Jahren an der einen Hand den Knochenfraß zugezogen, infolge dessen es ihm unmöglich geworden, ferner zu arbeiten.

Von Kindheit an hatte er viel Lust am Singen gehabt, und so begann er zu singen. Von Zeit zu Zeit gaben ihm die Fremden ein wenig Geld. Nun machte er aus dem Singen seine Profession, kaufte sich eine Guitarre und so wanderte er seit achtzehn Jahren durch die Schweiz und Italien und sang vor den Gasthäusern seine Lieder. Seine ganze Bagage bestand aus seiner Guitarre und einem Geldbeutel, in welchem er augenblicklich nur einen halben Franken hatte, dessen er heut Abend für einen Imbiß und das Nachtlager bedurfte.

Jahr für Jahr — also bereits achtzehnmal — war er durch die besten und besuchtesten Orte der Schweiz, Zürich, Luzern, Interlaken, Chamounix usw. gewandert; dann über den St. Bernhard nach Italien gegangen und über den St. Gotthard oder durch Savoyen zurückgekehrt.

Gegenwärtig wurde ihm das Gehen etwas schwer, weil er sich eine Erkältung zugezogen hatte und an etwas litt, das er mir als Gliedersucht bezeichnete, welche Krankheit sich mit jedem Jahr fühlbarer mache, und endlich, weil Augen und Stimme immer schwächer würden.

Nichts desto weniger sei er jetzt auf dem Wege nach Interlaken, um dann über den kleinen St. Bernhard nach Italien sich zu wenden, für das er eine besondere Vorliebe hatte. Wie es schien, war er im allgemeinen sehr mit seinem Schicksal zufrieden.

Als ich ihn fragte, warum er nach Hause zurückkehre, ob er dort Verwandte, oder ein Haus- und Grundeigentum habe, da verzog sich sein Mund zu einem fröhlichen Lächeln und er antwortete mir: „Ja, ja, Zucker ist gut — das ist ein leckerer Schmaus für Kinder!“ und dann winkte er blinzend zu den Lakaien hinüber.

Ich begriff nichts, aber die Lakaienversammlung begann zu lachen.

„Nein, ich besitze nichts der Art,“ fuhr er fort; „aber trotzdem gehe ich nach Hause, weil es einen ja immer nach der Heimat zieht.“

Und noch einmal wiederholte er mit einem schlauen, selbstzufriedenen Lächeln seine Redensart: „Ja, ja, Zucker ist gut,“ worauf er wieder gutmütig lächelte.

Die Kellner waren in sehr fröhlicher Stimmung, und sie lachten in einem fort; nur das bucklige Dienstmädchen sah den kleinen Mann mit ihren großen freundlichen Augen ernst an und hob ihm sogar die Mütze auf, als er dieselbe während des Gesprächs einmal von der Bank stieß.

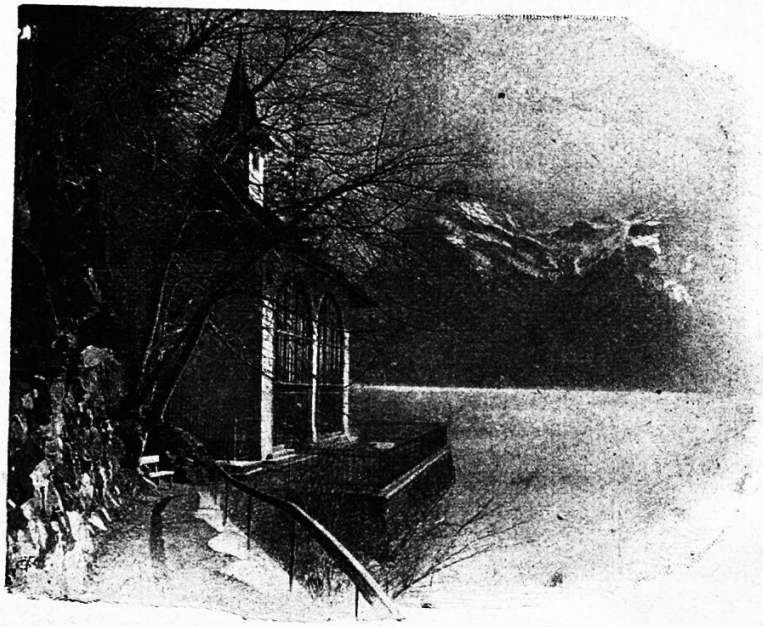
Ich habe bemerkt, daß die fahrenden Sänger, Seiltänzer und sogar Gaukler sich gern als „Künstler“ bezeichnen, und so spielte ich meinem Gast gegenüber einige Male darauf an, daß er eigentlich ein „Künstler“ sei; aber

er wollte sich diese Bezeichnung durchaus nicht anmaßen, sondern betrachtete seine Beschäftigung ganz einfach als ein Mittel, sich seinen Lebensunterhalt zu erwerben.

Als ich ihn fragte, ob er nicht selbst die Lieder verfertige, die er singe, da setzte ihn eine so seltsame Frage in Erstaunen, und er antwortete, was er singe, das seien alles alte Tyrolerlieder.

„Auch das Lied vom Rigi? Mir scheint, das ist nicht sehr alt?" sagte ich.

„Ja, das ist vor fünfzig Jahren gedichtet worden. Damals lebte ein Deutscher in Basel, ein sehr kluger Mann, der hat's gedichtet. Ein herrliches Lied! Sehen Sie, er hat's extra für die Reisenden gedichtet."



Tellskapelle.

Und er begann mir die Worte des Rigiliedes, das ihm so sehr gefiel, mitzuteilen, indem er sie, so gut es ging, ins Französische übersetzte.

Vo Luzärn uf Wäggis zue
Brucht me keini Strümpf und Schue.
Me fahrt es bitzali über e See,
Um die schöne Maitli z'gseh
I'Wäggis gohd das Stige-n-a
Mit de Jumpfere Hoppsassa!
Im Chaltbad, do chehrt me-n-i
Und trinkt es Schöppli guete Wi u. s. w.

„O, ein ausgezeichnetes Lied!" schloß er.

Auch die Lakaien fanden wahrscheinlich das Lied sehr hübsch, da sie sich uns genähert hatten.

„Nun, und wer hat die Musik dazu gemacht?" fragte ich.

„Na, niemand. Wissen Sie, um so etwas für die Fremden zu singen, braucht man keine neue Weise."

Als uns der Eiskübel gebracht wurde und ich meinem Gaste ein Glas Champagner einschenkte, da ward ihm sichtlich unbehaglich zu Mute und, die Lakaien ansehend, drehte er sich auf seinem Sitze hin und her. Wir stießen auf das Wohl der Künstler an; er trank sein Glas halb aus und ward dann nachdenklich und zog die Brauen grübelnd zusammen.

„Solchen Wein habe ich lange nicht getrunken, je ne vous dis que ça! In Italien ist der Astiwein sehr gut; aber dieser ist noch besser... Ach Italien! Dort ist's herrlich!" fügte er hinzu.

„Ja, dort versteht man die Musik und die Künstler zu würdigen," sprach ich, um ihn auf das Mißgeschick zu bringen, das er heut vor dem Schweizerhof gehabt.

„Nein," antwortete er, „im Punkte der eigentlichen Musik vermag ich dort niemanden voll zu befriedigen. Die Italiener sind selbst Musiker, wie es auf der ganzen Welt keine gibt; aber ich singe da nur Tyrolerlieder, — die sind dort etwas Neues."

„Wie, ist man dort freigebiger?" fuhr ich fort, um ihn zu veranlassen, meine Erbitterung über die Bewohner des Schweizerhofes zu teilen. „Dort kommt es nicht vor,, wie hier, daß in so einem großen Hotel, wo lauter reiche Leute wohnen, hundert Menschen einem Künstler zuhören, ohne ihm etwas zu geben?"

Meine Frage machte durchaus nicht die Wirkung, welche ich davon erwartet hatte. Er dachte gar nicht daran, auf die englische Gesellschaft böse zu werden. Im Gegenteil, aus meiner Bemerkung las er einen Vorwurf gegen sein Talent heraus, das nicht stark genug gewesen, die Zuhörer zu einer kleinen Gabe zu veranlassen, und er versuchte sich vor mir zu rechtfertigen.

„Nicht immer bekommt man viel von den Zuhörern," antwortete er. „Zuweilen ist man nicht bei Stimme, oder man ist müde — so z. B. bin ich heute neun Stunden gegangen und habe fast den ganzen Tag gesungen. Das ist schwer, und die vornehmen Herren Aristokraten haben nicht immer Lust, Tyrolerlieder anzuhören."

„Aber dennoch: Wie kann man nur gar nichts geben?" wiederholte ich.

Er verstand mich nicht.

„Das ist's nicht," sprach er, „die Hauptsache hier zu Lande ist, daß man „très-serré par la police" ist. Das ist's; hier zu Lande gestatten die republikanischen Gesetze nicht, zu singen. Aber in Italien kann man gehen, wohin man will. Niemand sagt Ihnen dort ein Wort. Hier dagegen, wenn sie's einem erlauben wollen, dann erlauben sie's, wenn aber nicht, dann sperren sie einen ins Loch."

„Nicht möglich!"

„Doch, doch. Hat man Sie einmal verwarnt, und Sie singen dennoch, so können Sie ohne weiteres hinter Schloß und Riegel kommen. Auch ich habe schon drei Monate gesessen," sprach er lächelnd, als wäre dies eine seiner angenehmsten Erinnerungen.

„Ach das ist ja schrecklich!" sprach ich. „Warum denn,"

„Das ist einmal hier so nach den neuen republikanischen Gesetzen," fuhr er lebhafter werdend fort. „Sie wollen das hier nicht begreifen, daß auch ein armer Teufel auf irgend eine Weise leben muß. Wäre ich nicht ein Krüppel, so würde ich arbeiten. Aber füge ich denn mit meinem Singen

irgend jemand Schaden zu? Was soll man machen? Die Reichen können leben, wie sie wollen, aber „un pauvre diable," wie ich, der kann gar nicht leben! Was sind das für republikanische Gesetze! Wenn sie so etwas verbieten, dann wollen wir keine Republik... Habe ich nicht recht, geehrter Herr? Wir wollen keine Republik... wir wollen... wir wollen einfach... wir wollen..." Er stockte ein wenig.. „Wir wollen „natürliche" Gesetze."

Ich schenkte ihm noch ein Glas ein.

„Sie trinken ja nicht," sprach ich.

Er nahm das Glas in die Hand und machte eine Verbeugung gegen mich.

„Ich weiß, worauf Sie's abgesehen haben," sprach er mit den Augen blinzelnd und mir mit dem Finger drohend; „Sie wollen, daß ich mir einen Spitz antrinke, um dann zu sehen, was aus mir wird, aber nein, das wird Ihnen nicht glücken."

„Warum sollte ich Sie denn betrunken machen?" sagte ich, „ich wünschte Ihnen nur eine Freude zu bereiten."

Es tat ihm wirklich leid, daß er mich gekränkt hatte, indem er mir eine solche Absicht untergeschoben. Er wurde betrübt, stand auf und berührte mich am Ellenbogen.

„Nein, nein," sagte er, mich mit seinen feuchten Augen und einem flehenden Gesichtsausdruck ansehend; „ich sagte das nur zum Scherz."

Und dann ließ er noch eine entsetzlich gekünstelte Redensart folgen, durch welche er zu verstehen geben wollte, daß ich im Grunde doch ein recht braver Mensch sei.

„Je ne vous dis que ça!" schloß er.

In dieser Weise fuhren wir fort, zu trinken und uns zu unterhalten, der Sänger und ich, während die Kellner fortfuhren, uns neugierig zu beobachten und sich, wie es schien, über uns lustig zu machen.

Trotz des Interesses, das er an meinem Gespräch zu finden schien, konnte ich nicht umhin, dieses Gebahren der Lakaien zu bemerken, und ich gestehe, daß ich mich immer mehr darüber ärgerte.

Einer von ihnen stand auf, trat zu dem kleinen Mann, blickte ihm grade auf den Kopf und begann zu lächeln. Ich war ohnehin schon auf die Bewohner des Schweizerhofs voll Erbitterung, welche ich noch an niemand hatte auslassen können, und jetzt regte mich dieses Kellnerpublikum im höchsten Grade auf. Der Portier kam, ohne die Mütze abzunehmen, in das Zimmer, setzte sich neben mich und stemmte die Ellenbogen auf den Tisch. Diese neue Unverschämtheit, welche meine Eigenliebe und meinen Stolz so empfindlich kränkte, ließ mich schließlich die Geduld verlieren.

Ich mußte der Erbitterung, die sich während des ganzen Abends in mir

angesammelt hatte und mich bedrückte, Luft machen. Warum hatte er sich in der Tür, als ich allein war, demütig vor mir verbeugt, und warum setzte er sich jetzt roh neben mich hin, da ich bei dem fahrenden Sänger saß? — Mein ganzes Innere kochte über von jenem grimmigen Zorn, der mir bisweilen so willkommen ist, — ja den ich manchmal absichtlich in mir anrege, wenn ich merke, daß er sich meiner bemächtigt, weil er dann beruhigend auf mich wirkt und mir, — wenn auch nur für kurze Zeit, — eine gewisse ungewöhnliche Geschmeidigkeit, Energie und Kraft zu allen physischen und moralischen guten Handlungen verleiht.

Ich sprang auf.

„Warum lachen Sie?" rief ich dem Lakaien zu, — und ich fühlte, wie ich erbleichte und meine Lippen sich unwillkürlich zusammenzogen.

„Ich lache nicht," antwortete der Lakai, sich von mir entfernend.

„Doch, Sie lachten über diesen Herrn! — Und Sie, wie können Sie sich unterstehen, hierher zu kommen und sich an diesen Tisch zu setzen, während Gäste hier sind? — Wagen Sie es nicht, noch länger hier zu sitzen," rief ich.

Der Portier murmelte etwas vor sich hin, stand auf und wandte sich zur Tür.

„Wie können Sie sich herausnehmen, über diesen Herrn zu lachen und sich neben uns zu setzen, während er Gast und Sie nur Dienstbote sind? Warum lachten Sie nicht vorhin beim Diner über mich, warum setzten Sie sich da nicht neben mich? — Etwa darum, weil er ärmlich gekleidet ist und auf der Straße singt? Ist das der Grund? Ich habe einen schönern Rock an; er ist arm; aber tausendmal besser als Sie, weil er niemand zu nahe tritt, während Sie ihn beleidigen!"

„Ich wollte ihn durchaus nicht beleidigen," antwortete schüchtern mein Feind, der Lakai. „Vielleicht ist's ihm unangenehm, daß ich hier sitze?"

Der Lakai verstand mich nicht, und meine deutsche Rede verfehlte ihre Wirkung. Der rohe Portier wollte den Kellner in Schutz nehmen, aber nun fiel ich so ungestüm über diesen her, daß auch der Portier sich stellte, als verstünde er mich nicht, und mit den Armen schwenkte.

Das bucklige Dienstmädchen, welches bemerkte, in welch' zornigem Zustande ich war, und einen Skandal befürchtete, oder vielleicht auch meine Ansicht teilte, nahm für mich Partei und suchte zwischen mir und dem Portier zu vermitteln; sie drang in ihn, doch ja zu schweigen, da ich Recht habe, während sie mich bat, mich doch zu beruhigen.

„Der Herr hat Recht, — Sie haben ganz Recht," wiederholte sie in einem fort.

Der Sänger machte ein ganz klägliches, erschrecktes Gesicht, offenbar begriff er nicht, warum ich so in Zorn geraten war. Er bat mich, ihn doch so

schnell wie möglich fortgehen zu lassen. Allein es hatte sich meiner mehr und mehr eine boshafte Redseligkeit bemächtigt. An alles erinnerte ich mich: an die Menge, welche über ihn gelacht, ihm aufmerksam zugehört, aber ihm nichts gegeben hatte; und ich wollte mich durchaus nicht beruhigen lassen.

Ich glaube, wenn die Kellner und der Portier nicht so unterwürfig gewesen, ich hätte sie mit Wonne zerrissen, oder irgend ein wehrloses englisches Dämchen mit einem Stocke geprügelt.

„Und warum haben Sie mich mit diesem Herrn in dieses und nicht in jenes Zimmer geführt? Warum?" fragte ich den Portier, ihn am Arme fassend, um ihn nicht fortzulassen. „Wie konnten Sie sich unterstehen, diesen Herrn wegen seines Aussehens in diesen und nicht in jenen Saal zu weisen? Sind in den Gasthöfen, die, welche bezahlen, etwa nicht alle gleich? Nicht bloß in einer Republik, sondern in der ganzen Welt? Eure hundsföttische Republik!.... Eine schöne Gleichheit! Die Engländer hätten Sie in dieses Zimmer nicht zu führen gewagt — dieselben Engländer, welche diesem Herrn umsonst zugehört, das heißt, ihn bestohlen, ihn um jenes Scherflein bestohlen haben, das sie ihm zu geben verpflichtet waren. Wie konnten Sie sich unterstehen, uns in diese Bedientenstube zu weisen?"

Von der Axenstraße.

„Jener Saal ist abgeschlossen," antwortete der Portier.

„Das ist nicht wahr!" rief ich, „er ist nicht abgeschlossen."

„Nun, dann wissen Sie's also besser!"

„Ich weiß, daß Sie lügen."

Der Portier wandte mir den Rücken.

„Was ist da zu reden," schrie ich ihn an; „auf dem Fleck führen Sie mich in den anderen Saal."

Trotz der Ermahnung des buckligen Mädchens und der Bitte des Sängers, doch lieber fort zu gehen, verlangte ich nach dem Oberkellner und begab mich mit meinem Gaste in das große Speisezimmer. Als der Oberkellner meine heftige Stime vernahm und mein aufgeregtes Gesicht sah, hütete er sich mit mir Streit anzufangen und sagte mit verächtlicher Unterwürfigkeit, ich könnte hingehen, wohin es mir beliebe. Ich konnte dem Portier nicht beweisen, daß er gelogen, da er verschwunden war, ehe wir die Tür zum Saal erreicht hatten.

Derselbe war in der Tat offen und hell erleuchtet. An einem der Tische saßen ein Engländer und eine Dame und speisten zu Abend. Obgleich wir an einen besonderen Tisch geführt wurden, so setzte ich mich doch mit dem nicht ganz sauberen Sänger an denselben Tisch, an welchem die Engländer speisten, und befahl, die noch nicht ausgetrunkene Flasche dorthin zu bringen.

Die Engländer blickten erst erstaunt, dann zornig auf den kleinen Mann, der mehr tot als lebendig neben mir saß.

Sie sprachen etwas mit einander. Die Dame stieß ihren Teller zurück, rauschte mit ihrem seidenen Kleide, und beide verschwanden.

Ich sah, wie hinter der Glastür der Engländer in zornigem Ton mit einem Kellner sprach, wobei er beständig mit der Hand auf uns zeigte. Der Kellner steckte den Kopf zur Tür herein und blickte zu uns herüber. Ich erwartet voller Freude, man würde kommen, um uns hinauszuführen; auf diese Weise bot sich mir endlich Gelegenheit, meinen ganzen Zorn an ihnen auszulassen. Aber zum Glück ließ man uns in Ruhe, obgleich mir das damals nicht angenehm war.

Der Sänger, welcher früher den Wein abgelehnt hatte, trank jetzt hastig alles, was noch in der Flasche war, um so schnell wie möglich fortzukommen. Allein er dankte mir doch in herzlichen Worten für meine Bewirtung. Seine weinerlichen Augen wurden immer weinerlicher und glänzender, und er bemühte sich, die seltsamsten, künstlichsten Dankesworte zu finden. Und dennoch waren mir diese Worte, durch welche er versicherte, daß, wenn alle die Künstler so achteten, wie ich, er sich sehr wohl befinden würde, und daß er mir alles Glück wünschte, sehr angenehm.

Wir traten zusammen hinaus in den Flur. Dort standen die Lakaien und mein Feind, der Portier; mir schien, als beklagte er sich gegen dieselben über mich. Wie mich däuchte, betrachteten sie mich alle als einen verrückten Menschen. Ich veranlaßte den kleinen Mann, angesichts dieses ganzen Domestiken-Publikums stehen zu bleiben, nahm hier mit der größten Hochachtung vor meinem Gaste den Hut ab und drückte ihm die Hand mit den vom Knochenfraß ausgetrockneten Fingern.

Die Kellner taten, als schenkten sie mir nicht die geringste Beachtung. Nur einer von ihnen begann in wiehernder Weise zu lachen.

Als der Sänger in der Dunkelheit verschwunden war, begab ich mich hinauf in mein Zimmer. Es verlangte mich nach all diesen seltsamen Eindrücken, nach allen diesen kindischen Aufregungen, die mich so unerwartet erfaßt hatten, im Schlafe Ruhe zu finden. Aber ich war zu aufgeregt, um einschlafen zu können, und so ging ich wieder hinunter auf die Straße, um mich so lange im Freien zu bewegen, bis ich mich beruhigt hätte. Außerdem aber hegte ich noch — ich muß es offen bekennen, — die Hoffnung, ich könnte noch Gelegenheit finden, mit dem Portier, den Kellnern oder den Engländern zusammen zu geraten und ihnen ihre ganze Grausamkeit und Ungerechtigkeit zu beweisen. Aber außer dem Portier, der, als er meiner ansichtig wurde, sich schnell umwandte, begegnete ich niemand, und so begann ich allein auf dem Quai auf und ab zu gehen.

„Das ist also das seltsame Geschick der Poesie," dachte ich, nach und nach wieder zur Ruhe kommend; „alle lieben, alle suchen sie, nur nach ihr verlangt und sucht man im Leben und niemand erkennt ihre Macht an, niemand weiß dieses schönste Gut auf Erden zu würdigen, niemand auch weiß denjenigen Dank, welche den Menschen diese Himmelsgabe übermitteln!

„Fragt, wen ihr wollt, alle diese Bewohner des Schweizerhofs — fragt sie, was das Schönste auf Erden sei, und alle, — oder doch neunundneunzig von hundert, werden euch mit einem sardonischen Gesichtsausdruck sagen, das Schönste auf Erden sei das Geld.

„Vielleicht gefällt euch dieser Gedanke nicht und er harmoniert nicht mit euren überspannten Ideen," wird man sagen: „aber was machen, wenn das Menschenleben einmal so eingerichtet ist, daß nur das Geld des Menschen Glück zu begründen vermag. Ich kann meinen Geist nicht dazu bringen, die Welt zu sehen, wie sie ist," fügt man hinzu, „das heißt: die Wahrheit zu sehen."

Ja, bedauernswerter Geist, armselig ist das Glück, nach dem du so sehr verlangst, und du selbst, du unglückliches Geschöpf, — gibt es etwas Armseligeres? — Warum habt ihr alle euer Vaterland, eure Eltern und Verwandten, eure Beschäftigungen, euer Geld verlassen und drängt euch nach dem kleinen Schweizerstädtchen Luzern? Warum lehntet ihr euch heut Abend alle auf die Balkons und lauschet mit achtungsvollem Schweigen dem Liede des kleinen Bettlers? Und verstände er sich dazu, noch einmal zu singen, ihr würdet noch einmal schweigend lauschen! Hätten euch alle eure Millionen aus eurem Vaterland gezogen und nach diesem Winkelchen, Luzern genannt, verjagen können, Hätte euch das Geld alle auf die Balkons und auf länger als eine halbe Stunde nötigen können, dort schweigend und unbeweglich zu stehen? — Nein! Dieses vermochte nur eines zu bewirken, — und dieses Eine und Einzige wird in alle Ewigkeit stärker wirken als alle anderen Triebfedern im Leben. — Es ist das Verlangen nach

Poesie, das ihr nicht anerkennt, das ihr aber fühlt und ewig fühlen werdet, so lange noch eine Spur menschlicher Empfindung in euch ist!

Das Wort „Poesie" findet ihr lächerlich, ihr gebraucht es als eine Art Vorwurf! Ihr bezeichnet die Liebe zur Poesie als etwas, das sich für Kinder und dumme Mädchen zieme, und so glaubt ihr, euch darüber lustig machen zu dürfen; euch verlangt nach etwas Greifbarem, Positivem. Aber diese Kinder schauen mit gesundem Blick auf das Leben. Sie lieben und wissen, was der Mensch lieben muß; sie wissen, was Glück verleiht; aber euch hat das Leben so verdorben und verwirrt, daß ihr über das lacht, was ihr allein liebt, und nur nach dem strebt, was ihr im Grunde haßt, und das euer Unglück ist!

Ihr seid so verderbt, daß ihr nicht begreift, welche Verpflichtungen ihr gegen den armen Sänger habt, dem ihr eine reine Freude dankt. Gleichzeitig aber haltet ihr euch verpflichtet, ohne Veranlassung, ohne Zweck und ohne daß es euch Freude gewährt, euch tief vor einem Lord zu bücken, und ihm gewissermaßen eure Ruhe und Bequemlichkeit zu opfern. Welche Torheit, welch unbegreifliche Gedankenlosigkeit!...

Aber nicht dieses machte am heutigen Abend einen so mächtigen Eindruck auf mich. Diese Unkenntnis dessen, was uns allein Glück gewährt, diese Undankbarkeit gegen poetische Genüsse vermag ich fast zu begreifen, — oder vielmehr, ich habe mich daran gewöhnt, da ich ihr gar zu oft im Leben begegnet bin. — Die rohe undankbare Grausamkeit der großen Menge war mir ebenfalls nichts Neues; was auch die Verteidiger der sogenannten gesunden Volksempfindung sagen mögen, die Menge ist nur eine Vereinigung von vielleicht guten Menschen, aber jedenfalls von Menschen, welche nur die abscheulichen Bedürfnisse des Lebens näher zusammenführen, eine Vereinigung, welche nur die Schwäche und Grausamkeit der menschlichen Natur zum Ausdruck bringt.

Aber was habt ihr, Kinder eines freien Volks, was habt ihr Christen, ihr, die ihr einfache Menschen seid, auf eine reine Freude, welche euch ein unglücklicher Mitmensch bereitete, mit höhnischer Kälte geantwortet?

Aber nein, — in eurem Vaterlande gibt es ja Asyle für die Bettler... es gibt keine Bettler, es darf keine geben, und so darf es auch kein Gefühl des Mitleids geben, durch welches die Armut anerkannt würde.

Aber er hat gearbeitet und sich gemüht, er hatte euch erfreut und bat euch, ihm etwas von eurem Überfluß als Anerkennung seiner Arbeit, die ihr euch zu Nutze gemacht, zu geben. Und ihr blicktet ihn mit kaltem Lächeln, wie eine Kuriosität aus euren hohen glänzenden Palästen an, und unter euch hunderten von Glücklichen und Reichen befand sich nicht einer oder eine, die ihm auch nur ein Scherflein gereicht hätte!

Voll Scham verließ er euch, und die gedankenlose Menge folgte ihm

lachend und beschimpfte nicht euch, sondern ihn. — Sie beschimpfte ihn dafür, daß ihr kalt und grausam und ehrlos waret — daß ihr ihm den Genuß, den er euch gewährt, gestohlen — dafür wurde er beschimpft.

„Am 7. Juli des Jahres 1857 sang in Luzern vor dem Hotel „Schweizerhof", in welchem mehr als hundert reiche Menschen wohnten, ein fahrender armer Sänger eine halbe Stunde lang seine Lieder und begleitete dieselben auf seiner Guitarre. Über hundert Menschen lauschten ihm. Der Sänger bat sie dreimal um eine Gabe. Nicht einer von ihnen reichte ihm ein Scherflein und viele lachten ihn aus."

Dies ist keine Erfindung, sondern eine bestimmte Tatsache, deren Wahrheit alle diejenigen bestätigen werden, welche am 7. Juli im Schweizerhof wohnten, und deren Namen in den Zeitungsblättern aus jenen Tagen verzeichnet stehen.

Das ist ein Ereignis, welches die Geschichtschreiber unserer Zeit mit unauslöschlicher Flammenschrift in ihre Jahrbücher eintragen sollten. Dieses Ereignis ist von größerer, ernsterer Bedeutung, es hat einen weit tieferen Sinn, als die Vorfälle, welche die Zeitungen und die Geschichte berichten. Daß die Engländer wieder tausend Chinesen töteten, weil dieselben ihnen nichts für Geld abkaufen wollen, und ihr Land alle klingende Münze auffaugt, — daß die Franzosen wieder tausend Kabylen ermordet haben, weil in Afrika so gut das Korn gedeiht und weil ununterbrochen Krieg im Interesse der Ausbildung der Soldaten sehr nützlich ist, — daß der türkische Gesandte in Neapel kein Jude sein darf, — und daß der Kaiser Napoleon in Plombières zu Fuße geht und seinem Volke die gedruckte Versicherung gibt, daß er nur „von Volkes Gnaden" über sein ganzes Volk herrsche, — das alles sind nur Worte, mit dem einzigen Unterschied, daß sie teils unbekannt, teils längst bekannt sind. Aber das Ereignis, das sich am 7. Juli in Luzern zugetragen, erscheint mir ganz neu und seltsam, und es bezieht sich auf eine bekannte Epoche in der Entwicklung der menschlichen Gesellschaft. Das ist nicht ein Faktum für die Geschichte der menschlichen Taten, sondern für die Geschichte des Fortschritts und der Zivilisation.

Warum ist ein solches unmenschliches Faktum, das in einem großen deutschen, französischen oder italienischem Dorfe unmöglich wäre, hier möglich, wo die Zivilisation, die Freiheit und Gleichheit auf die höchste Spitze getrieben sind, wo die zivilisiertesten Menschen der zivilisiertesten Nationen auf ihren Wanderungen sich zusammengefunden haben? Warum haben diese gebildeten humanen Menschen, die sich für jede allgemeine humane Tat zu begeistern vermögen, kein menschliches, wahres Gefühl für eine gute persönliche Tat? Warum haben diese Menschen welche in ihren Palästen, in ihren Meetings und Gesellschaften sich erwärmen für die Lage der ihnen fernstehenden in Indien wohnenden Chinesen oder für die Verbreitung des Christen-

tums oder der europäischen Kultur unter den afrikanischen Völkern, — warum finden diese Menschen in ihrer Seele nicht jene einfache, ursprüngliche Empfindung, die der Mensch gegen den Menschen im verdorbenen Zustande fühlt? Gibt es denn eine solche Empfindung nicht mehr, und haben deren Stelle die Prahlerei, der Ehrgeiz und Eigennutz eingenommen? Und kennen diese Menschen in ihren Palästen, Meetings und Gesellschaften keine andern Triebfedern? Hat denn die Kräftigung des Ehrgefühls, die Verbreitung der Bildung, die Übung der Verstandskräfte, der Ausbau gesellschaftlicher und staatlicher Zustände — kurz das, was wir Zivilisation nennen, das Bedürfnis, unsre innersten Herzensregungen zu befriedigen, in uns erstickt? Und ist das Gleichheit, um dessen willen so viel unschuldiges Blut vergossen, so viele Verbrechen begangen werden mußten? Können denn Völker gleich Kindern schon glücklich werden bei dem bloßen Klange des Wortes Gleichheit?

Gleichheit vor dem Gesetz? Als ob sich das ganze Leben der Menschen in der Sphäre des Gesetzes bewegte! Nur ein tausendstel Teil unseres Lebens untersteht dem Gesetz, der übrige Teil bewegt sich außerhalb desselben, in der Sphäre der Sitten und Anschauungen der Gesellschaft.

Aber in der Gesellschaft beleidigt straflos der Lakai den Sänger, wenn er besser gekleidet ist als dieser.

Der Portier hielt mich für höher und den Sänger für geringer als sich selbst. Als ich mit dem Sänger zusammen war, stellte er sich mit uns beiden auf gleichen Fuß und wurde brutal. Ich wurde heftig gegen den Portier und der Portier stellte sich wieder tiefer als mich; der Kellner wurde unverschämt gegen den Sänger und der Sänger glaubte unter diesem zu stehen. — Ist denn das eine freie Verfassung, diese sogenannte entschieden freie Verfassung, kraft deren ein Bürger ins Gefängnis geworfen werden kann, aus keinem anderen Grunde, als weil er, ohne irgend jemandem zu nahe zu treten, ohne einen seiner Mitbürger zu belästigen, nur sich redlich bemüht, nicht Hungers zu sterben, — Es ist ein unglückseliges, jämmerliches Geschöpf, der Mensch mit seinem Verlangen nach einer entschiedenen Lösung aller Fragen, sobald er sich auf dieses ewig bewegte unendliche Meer von „gut" und „böse", von Vernünfteleien und Widersprüchen geworfen sieht. Seit Jahrtausenden mühten und mühen sich die Menschen, um auf die eine Seite das Gute, auf die andere das Böse zu stellen, noch fernere Jahrtausende werden dahinziehen und wie sehr ein unparteiischer Verstand auch „gut" und „böse" gegen einander abwägen mag, die Wage wird nie schwanken, und auf jeder Seite wird ebenso viel Gutes als Böses sein. Wollte wenigstens der Mensch lernen, nicht bestimmt und absprechend zu urteilen und keine Antworten auf Fragen zu geben, die nur gegeben sind, um ewig Fragen zu bleiben! Wenn er nur begreifen wollte, daß jeder Gedanke

teils falsch, teils richtig ist — falsch wegen der Einseitigkeit und Unfähigkeit des Menschen, die ganze Wahrheit zu erfassen, und richtig, weil dadurch die eine Seite der menschlichen Bestrebungen zu ihrem Ausdruck gelangt. Der Mensch hat sich Unterabteilungen in diesem ewig sich bewegenden unendlichen und bis in die Unendlichkeit sich verändernden Chaos von Gut und Böse geschaffen, — er hat vermeintliche Linien gezogen auf diesem Meer und erwartet, daß das Meer sich wirklich teilen werde. Als ob es nicht Millionen andere Unterabteilungen von einem ganz anderen Standpunkt aus gäbe! Freilich entwickeln sich diese neuen Unterabteilungen erst in Jahrhunderten; aber auch der Jahrhunderte werden noch Millionen vergehen!

Die Zivilisation ist das Gute, die Barbarei das Böse; die Freiheit ist das Gute, die Sklaverei das Böse.

Dieses unser vermeintliches Wissen vernichtet das instinktive ursprüngliche beglückende Verlangen nach dem Guten in der menschlichen Natur. Und wer erklärt mir, was Freiheit ist? was Despotismus, was Zivilisation, was Barbarei? Und wo liegen die Grenzen zwischen den beiden Gebieten? In wessen Seele ist Gutes und Böses so richtig abgewogen, daß er die flüchtigen verwickelten Geschehnisse des Lebens unparteiisch zu wägen vermöchte?

Wessen Verstand ist so umfassend, daß er auch nur alle Tatsachen der unbeweglichen Vergangenheit bemessen und abwägen könnte? Und wer hat je einen Zustand beobachtet, in welchem Gutes und Böses unvermischt gewesen? Und woher weiß ich, daß ich mehr von dem einen als von dem andern sehe und daß ich auf dem richtigen Platze stehe? Und wer ist im Stande, sich vollkommen im Geiste auch nur auf einen Augenblick von dem Leben loszulösen, um unabhängig auf dasselbe hinabzublicken?

Nur einen, — nur einen einzigen zuverlässigen Führer haben wir in dem allumfassenden Geist, der uns alle zusammen und jeden einzeln wie eine Einheit durchdringt und in jeden das Streben nach dem gelegt hat, auf das wir unser Verlangen richten sollen; derselbe Geist, der den Baum treibt, der Sonne entgegen zu wachsen, welcher der Blume befiehlt, im Herbst ihren Samen zu streuen, und der dem Menschen die Triebe ins Herz gepflanzt hat, die ihn vor allen anderen erschaffenen Wesen auszeichnen.

Und diese einzige nimmer irrende beglückende Stimme übertönt die geräuschvolle eilige Entwicklung der Kultur! Wer ist mehr Mensch und wer mehr Barbar — jener Lord, der beim Anblick des abgenutzten Kleides des Sängers zornig von seinem Tische fortlief, diesem selben Sänger aber für seine Mühe nicht den millionsten Teil seines Vermögens gab, und der jetzt gesättigt in seinem hell erleuchteten ruhigen Zimmer sitzt und gelassen über die Ereignisse in China redet und die dort vorgekommenen Niedermetzelungen vollkommen gerechtfertigt findet, — oder der kleine Sänger,

der auf die Gefahr hin, ins Gefängnis zu geraten, mit einem Franken in der Tasche seit zwanzig Jahren, ohne einem seiner Mitmenschen ein Leid zuzufügen, über Berg und Tal wandert, mit seinem Lied die Menschen erfreuend, welche ihn demütigen und beschimpfen, — ja ihn aus ihrer Gemeinschaft ausstoßen möchten, und der nun müde, hungrig und voll Scham nach irgend einer erbärmlichen Herberge wandert, um auf faulem Stroh auszuruhen? . . .

In diesem Augenblick vernahm ich von der Stadt her in der tiefen Stille der Nacht ganz aus der Ferne die Guitarre des kleinen Mannes und seine Stimme.

„Nein," sagte ich mir unwillkürlich, „du hast nicht das Recht, ihn zu beklagen und dem Lord wegen seines Wohlbefindens zu zürnen. Wer hat das innere Glück abgewogen, welches in der Seele eines jeden dieser Menschen ruht? Da sitzt er jetzt irgendwo auf einer schmutzigen Schwelle, schaut nach dem glänzenden sternbesäten Himmel auf und singt fröhlich inmitten dieser schönen, wonnig duftenden Nacht, und sein Herz weiß nichts von Vorwurf, von Groll oder Reue!

Und wer weiß, was jetzt in der Seele all dieser Menschen vorgeht, die da in den hohen prachtvollen Räumen sitzen? Wer weiß, ob sie alle so viel ungemischte wahre Lebensfreude, so viel Zufriedenheit mit sich und der Welt empfinden als in der Seele dieses kleinen Mannes lebt! Unendlich ist die Güte und Allweisheit dessen, der all diese Widersprüche gestattet. Nur dir, dem nichtigen Wurm, der du in freventlicher Verwegenheit seine Gesetze und Ratschläge zu ergründen trachtest, — nur dir erscheinen sie als Widersprüche! Liebevoll schaut er aus seiner lichten unermeßlichen Höhe herab und freut sich der unendlichen Harmonie, in welcher ihr euch alle widerspruchsvoll bis in Ewigkeit bewegt. In deinem Stolze wähntest du dich von den Gesetzen der Allgemeinheit lossagen zu können. Nein, auch du mit deinem kleinen erbärmlichen Zorn wider die unfreundlichen Menschen, — auch du entsprichst den harmonischen Anforderungen des Ewigen und Unendlichen! . . .

Resignation.

Und so schwand die schöne Freude,
Und so ging das holde Glück,
Und es blieb im dunkeln Kleide
Nur die Wehmut still zurück.

Und verklungen sind die Klänge
Und verrauscht das frohe Lied,
Und dem Herzen wird so enge,
Das von all der Freude schied.

Armes Herz, willst du verzagen,
Weil Vergangnes nie mehr kehrt,
Willst du trauern, willst du klagen,
Weil das Glück nicht ewig währt?

Armes Herz, sei stille, stille;
Schied von dir das schönste Glück,
Blieb von seiner reichen Fülle
Doch ein milder Schein zurück.

Josef Wiß-Stäheli.